

Aus der Stiftungsschule in das Leben – Biografien ehemaliger Schülerinnen und Schüler, Teil II

Bereits im letzten Heft (Nr. 50) von FORUM-Schulstiftung haben wir damit begonnen, eine Reihe von Autobiographien ehemaliger Schülerinnen und Schüler aus dem Bereich der Stiftungsschulen zu veröffentlichen. Dieses Projekt findet im vorliegenden Heft 51 in weiteren vier autobiographischen Berichten seine Fortsetzung. Leider ist in Heft 50 ein bedauerlicher Irrtum passiert. Frau Monika Kleine war nicht, wie angegeben, Schülerin der Heimschule Kloster Wald, sondern verbrachte ihre Schulzeit in der Klosterschule Unserer Lieben Frau Offenburg. Wir bitten den Fehler zu entschuldigen.

Dirk Schindelbeck

Beate Diehl, Schülerin am Ursulinen-Gymnasium Mannheim – heute Lehrerin für Musik und Französisch am Ursulinen-Gymnasi- um Mannheim, Pfarrgemeinderätin



Erwarten Sie eine spannende und aufregende Biografie? Dann blättern Sie lieber weiter! Wollen Sie über das Leben einer Lehrerin etwas erfahren, die mit ihrem Leben so wie es bisher gelaufen ist, glücklich ist? Dann lesen Sie weiter!

Nachdem ich 1952 an einem kalten Wintertag geboren wurde, war es mir ver­ gönnt, in einem katholischen Elternhaus aufwachsen zu dürfen, wo der Glaube noch täglich gelebt wurde. Meine Mutter, eine treue Gottesdienstbesucherin und Mitglied in der katholischen Frauengemeinschaft, mein Vater Vorstand des Kirchen­ chores und auch an anderen Aktivitäten der Gemeinde immer wieder beteiligt. Für meine war es wohl nie eine Frage, dass die Tochter nach der Grundschule auf das katholische Gymnasium Mannheims wechseln sollte. Glücklicherweise waren auch meine zwei Freundinnen im katholischen Milieu aufgewachsen und so blieb unsre „Dreierbande“ erhalten. Vom Lindenhof aus war das Ursulinen-Gymnasium schon damals ideal mit dem Fahrrad zu erreichen, durch den Schlosspark ohne Autoverkehr. Die Fahrzeit war genau zu berechnen, so dass wir dafür bekannt waren, nie vor dem 1. Läuten, aber auch nie zu spät zu kommen.

In den 8,5 Jahren (wir hatten die Gnade des Kurzschuljahres) habe ich das Ursuli­ nen-Gymnasium meist sehr gerne besucht und fühlte mich wirklich wohl. Aus heu-

tiger Sicht waren wir zwar vielleicht etwas weltfremd erzogen worden, aber offensichtlich doch befähigt in dieser Welt zurecht zu kommen. Ich habe Lehrerinnen erlebt (es gab nur ganz wenige männliche Lehrkräfte), die mich sehr geprägt haben und die meine Begeisterung in vielen Fächern wecken konnten. Ob es mehr diese positiven Vorbilder waren oder eher diejenigen, die mich zu der Überzeugung kommen ließen „so nicht!“, das weiß ich nicht einzuschätzen, aber es war mir schon früh klar: Ich möchte den Lehrberuf ergreifen. Mein Hobby Musik sollte auf jeden Fall auch mein Hauptfach werden. Ein Nebenfach musste auch noch her und da konnte ich dann dem Wunsch meiner Eltern entsprechen, (die sich eigentlich „vernünftige“ Fächer für mich vorgestellt hatten) und wählte Französisch.

Neben meinem Studium an der Musikhochschule unterrichtete ich schon früh auch an der Musikschule und eines Tages kam sogar die Anfrage, ob ich denn nicht ein paar Stunden am Ursulinen-Gymnasium unterrichten würde. Diese Chance für ein frühzeitiges „Praktikum“ – so etwas gab es ja noch nicht – ließ ich mir nicht entgehen. Mein Referendariat am Moll-Gymnasium in Mannheim und später in Ladenburg haben mich darin bestätigt, den richtigen Weg eingeschlagen zu haben. Am Moll-Gymnasium wollte ich dann auch gerne bleiben, weil das ja schon damals für Musiker hervorragend ausgestattet war. Die Schulleitung hat mich auch angefordert, aber wie es heute noch so ist, das Oberschulamt hat dann einen Kollegen, der im Raum Karlsruhe bleiben wollte nach Mannheim geschickt und ich bekam ein Angebot in der Nähe von Karlsruhe.

Es war nun gerade einige Wochen nach dem plötzlichen Tod meines Vaters, und da wollte ich doch gerne in der Nähe meiner Mutter bleiben. So habe ich mich entschlossen, am Ursulinen-Gymnasium nachzufragen, ob denn immer noch eine Musiklehrerstelle frei ist, und ich wurde mit offenen Armen aufgenommen. Die ersten Wochen waren natürlich sehr aufregend und eigenartig, gab es doch noch viele Kolleginnen, die ich selbst im Unterricht hatte. Aber alle machten mir den Einstieg leicht.

In der „Musikszene“ der Schule war ich fast alleine auf mich gestellt und versuchte nun vor allem ganz schnell, einen Chor ins Leben zu rufen. Dies ist mir gelungen – schon nach drei Monaten gab es einen ersten kleinen Auftritt in der Adventszeit. Eine Instrumentalgruppe kam bald dazu. Von einem klassischen Orchester habe ich allerdings bis auf den heutigen Tag nur geträumt – die Instrumentalisten hierfür sitzen wohl in anderen Schulen! Dafür blühte der Chor immer weiter auf. Der Wunsch

wurde an mich herangetragen, doch auch einen Singkreis am Abend für die Eltern zu gründen. Nun, dieser Singkreis besteht auch heute noch, nach nun fast 30 Jahren und wird gerne auch von Ehemaligen besucht, was mich ganz besonders freut.

Als das Ursulinen-Gymnasium endlich auch Jungen aufnahm, glaubte ich mal wieder an den großen Instrumentalisten-Nachwuchs („Jungs spielen bestimmt Blasinstrumente!“), aber das ist nicht wirklich so eingetroffen. Nun starten wir in diesem Jahr einen neuen Versuch: Auch die Instrumentalgruppe wird für Eltern und Ehemalige geöffnet und probt samstags. Mal sehen, was daraus wird!

Wer diese Biografie liest, merkt sehr schnell: Die Musik ist mein Leben! Neben diesen AGs liegt mir aber auch der Musikunterricht sehr am Herzen, den ich natürlich mit vielen praktischen Aktionen immer wieder lebendig und interessant gestalten will.

Mein Beifach Französisch ist seit vielen Jahren sehr in den Hintergrund getreten – da gibt es genügend Kollegen, die das lieber und vielleicht auch besser machen! Da ich inzwischen auch im Schulleitungs-Team gelandet bin, gibt es natürlich auch viele Aufgaben, die außerhalb des Unterrichtes bewältigt werden müssen. Da kümmere ich mich mit besonderer Vorliebe um alle Feste und außerunterrichtlichen Aktionen. Neben meinem schulischen Auftrag freue ich mich auch immer wieder auf Aufgaben, die durch meine Tätigkeit als Pfarrgemeinderätin auf mich zukommen. Katholische Schule und katholische Pfarrgemeinde – zwei Schwerpunkte, die mein Leben bestimmen. Aber keine Angst: Auch ein Privatleben gibt es noch, wenn auch ohne eigene Familie – dafür würde die Zeit vielleicht wirklich nicht reichen.

Ich wünsche mir sehr, dass meine Energie noch lange Jahre erhalten bleibt und ich weiterhin spüren darf, dass die jungen Kollegen mit frischem Mut und Engagement unsere Schule auch in Zukunft lebendig halten.

Sibylla Kleffner, ehemals Schülerin und Mathematiklehrerin an der Heimschule Kloster Wald, seit 2004 stellvertretende Oberbürgermeisterin von Überlingen



„Mädchen, macht eine Ausbildung! Lernt alles, was Ihr braucht, um ein selbstständiges und selbstbestimmtes Leben führen zu können, mit Kopf, Herz und Hand“ – so klingen mir bis heute die für damalige Zeiten kühnen und fast revolutionären Worte von Sr. Sophia OSB in meinen Ohren. Mutige Worte, weltoffene Worte, die mich ein Leben lang begleiten und prägen sollten.

1954 fing für mich meine „Walder Zeit“ an. Die schlimmsten Nachkriegsjahre waren überstanden. Ich war gerade 14 Jahre alt und hatte bei meiner Ankunft in Wald nicht viel mehr im Gepäck als die Spannung, was mich im Kloster wohl erwarten würde ... Auf den ersten Blick: knarrende Holzdielen, eiskalte Waschräume, Schlafsäle, Kirchenbänke ...

Auf den zweiten Blick: eine lebendige Hausgemeinschaft. Und was für eine!

Da wurden Feste gefeiert: über Gaudete zu Laetare, Fronleichnam bis Nikolaus, St. Benedikt und St. Lioba, Fasnacht und die stimmungsvolle Adventszeit bis hin zu unvergesslichen Theateraufführungen. Alle packten wir, Schwestern und Schülerinnen, gemeinsam an, bereiteten vor, gestalteten aus, fieberten entgegen. Religiöse Feste wurden nicht zur frömmelnden Selbstbeweihräucherung missbraucht, sondern waren Feste zur Stärkung unserer Gemeinschaft, die mit offenem Herz und Verstand uns auf ein verantwortungsbewusstes Leben vorbereitete.

Genau darin lag und liegt der Geist und das Geheimnis der Heimschule Kloster Wald. Die Lioba-Schwestern, eine Kongregation der Benediktinerinnen, sind schon immer sehr gebildete, ungewöhnlich engagierte, zupackende und weltoffene Frauen gewesen. Als Schwester Sophia 1946 gemeinsam mit Schwester Lioba und noch einigen Schwestern nach Wald kam, um jungen Mädchen eine zweite Heimat und eine fundierte Ausbildung zu ermöglichen, kam ihr Ansatz für damalige Zeiten einer kulturellen Revolution gleich:

Der Krieg hatte viele Männer begraben, zu viele. Die Frauen waren plötzlich auf sich selbst gestellt und mussten ganze Familien durchbringen und versorgen. Für Schwester Sophia war klar: Die nachfolgende Mädchen-Generation sollte es leichter haben, gewappnet sein für ein selbstbestimmtes Leben.

Was sie uns vermittelte, war großartig und einmalig, erst recht in dieser Nachkriegszeit: Raus aus der traditionellen Rolle der Frau, hin zur Unabhängigkeit im

Denken, soziales Verständnis innerhalb einer Gemeinschaft, eigenverantwortliches Handeln, Eigenständigkeit und Selbstbewusstsein, individuelle Förderung der unterschiedlichsten Fähigkeiten und Talente. Und dies, ohne Werte und Traditionen, die eine Gemeinschaft bereichern und stärken, über Bord zu werfen, unter dem schützenden Dach gelebten (und nicht gepredigten) Glaubens – das ist für mich der durch Schwester Sophia geprägte „Walder Geist“.

Die Werkstätten wurden ins Leben gerufen, um den Schülerinnen eine praktische Ausbildung zusätzlich zur Schulausbildung zu ermöglichen – und damit eine solide Lebensgrundlage. Wir wurden vorbereitet auf ein Leben, das wir eigenständig, selbstständig und unabhängig sollten bestreiten können.

Und in diesem Sinne wurde mein Lebensweg geebnet: Ich studierte in Freiburg Mathematik, Physik und Chemie und lernte dort meinen späteren Mann kennen und lieben. 1962 bot mir Schwester Sophia die einmalige Chance an, als noch nicht examinierte Lehrerin nach Wald zurückzukehren, um den Unterricht aufrechterhalten zu können. Eine Schwester, die Mathematik unterrichtete, war schwer erkrankt. Ich musste nicht lange nachdenken!

Und so unkonventionell dieses Angebot an mich herangetragen wurde, so flexibel zeigte sich Wald als Arbeitgeber in den folgenden Jahren: Mein Mann war gerade fertig mit dem Jurastudium, frischgebackener Referendar und sozusagen noch ohne Einkommen. Dank Wald konnte ich vierfache Mutter werden und dennoch unterrichten, während mein Mann mich als moderner Hausmann zu Hause mit Haushalt und Kindererziehung unterstützte. Zupacken und Teamgeist – das hatte ich gelernt!

Schließlich konnte mein Mann eine eigene Rechtsanwaltskanzlei eröffnen, in der ich bis zu seinem Tod tatkräftig mitarbeitete. So konnte ich mir dank meines Mannes meine innere Selbstständigkeit bewahren, meine Freiräume nutzen, meine Fähigkeiten weiter ausbauen. Und ich bin mir sicher, hätte mich Wald nicht in der besagten Form geprägt, ich wäre nicht auf diesen wunderbaren Mann gestoßen, der genau diese Unabhängigkeit im Denken, meine unkonventionelle Art so liebte und mich, wie einst Wald, unterstützte, wo er nur konnte.

Nun bin ich seit sieben Jahre Witwe – und hätte Gefahr laufen können, mich traurig und einsam zurückzuziehen. Doch die Liebe und Unterstützung meiner Kinder

und die Erinnerung an all die kostbaren Werte, die mir im Leben mitgegeben wurden, ließen mich wieder Mut und Kraft schöpfen. Ich entschied mich für ein neues Stück Lebensweg: Seit 2004 bin ich Mitglied des Gemeinderats in Überlingen, außerdem stellvertretende Oberbürgermeisterin, arbeite schwerpunktmäßig im Bau- und Kulturausschuss sowie im Bereich Krippen, Horte, Kindergärten und Schulen. Ebenso begeistert engagiere ich mich als Vorstandsmitglied des 1970 gegründeten Fördervereins der Heimschule Kloster Wald und der im Jahre 2000 entstandenen Stiftung „Schwester Sophia OSB“.

Ich bin wohl das, was man rundum positiv als rüstige Rentnerin bezeichnen darf. Als glückliche und stolze Großmutter von sechs Enkeln, sehe ich heute voller Dankbarkeit zurück: Zwei meiner Töchter waren auch in Wald, meine älteste Enkelin wird ab September die Walder Schulbank drücken. Der „Walder Geist“ also lebt weiter: Auch in Zukunft werden unabhängig und selbstständig denkende, selbstbewusste und gestandene Frauen mit solidem menschlichem und sozialem Fundament aus der Walder Ausbildung hervorgehen. Das lässt mich mit Zuversicht für unsere nachfolgenden Generationen nach vorn blicken.

Was ich mir für Wald wünsche? Dass es dem Mutterhaus der Lioba-Schwestern in Freiburg gelingt, junge Schwestern für ein Leben als Lehrerin und/oder Erzieherin in Wald zu begeistern, damit die über Generationen erfolgreiche Symbiose – klösterliche und weltliche Welt unter einem Dach – fortbestehen kann.

Dr. Friederike Ley, ehemals St. Dominikus-Gymnasium in Karlsruhe, Ärztin beim Gesundheitsamt Karlsruhe, Elternvertreterin am St. Dominikus-Gymnasium



Bleibende Bindungen – Gedanken einer Ehemaligen

Zeiten im Leben, die durch besondere, eindeutige Tätigkeiten und Erlebnisse geprägt sind, führen zu ganz eigenen Bindungen. Bindungen an typische Tätigkeiten, an Menschen, die dazu gehören, oder auch an Erwartungen und Enttäuschungen im Besonderen solcher Zeit. Die Schulzeit gehört gewiss zu den ganz besonders eindrücklichen Lebensbereichen und die dabei erwachsenen Bindungen müssen besonders stark sein- im Guten wie im Bösen. Sieht man das Leben als in Stufen fortschreitend, so mag jede Stufe erfordern, sich ohne Trauer in neue Bindungen zu begeben, aber müssen deshalb die alten Bindungen aufgegeben oder gar verleugnet werden? Gewiss nicht!

Und so ist meine Bindung an die Schule, in der ich meine Gymnasialzeit verbracht habe – das St. Dominikus Gymnasium in Karlsruhe – eng und gut geblieben. Als meine Eltern nach Karlsruhe umzogen, entschlossen sie sich, uns drei Schwestern ins St. Dominikus Gymnasium Karlsruhe zu geben. Für mich zunächst ein Schock, war ich doch bis dato in einer Klasse mit 2/3 Jungens und hatte mich dort als Mädchen sehr wohl gefühlt. Meine Eltern hatten das St. Dominikus Gymnasium ausgewählt, weil sie überzeugt waren, dass in dieser Schule weniger Unterricht ausfällt, als in öffentlichen Schulen und dass nicht nur die Vermittlung von guter Allgemeinbildung, sondern auch die Vermittlung von christlichen und gesellschaftlichen Werten eine entscheidende Rolle im Konzept der Schule spielt.

Der Wechsel in eine Klasse mit 40 pubertierenden Mädchen (Klasse 6) war für mich zunächst nicht einfach. Dass ich nach einigen Wochen dennoch stolz darauf war, Schülerin des St. Dominikus Gymnasiums zu sein, ist unter anderem Lehrerpersönlichkeiten, wie unserer Klassenlehrerin Schwester Antonia Kunle zu verdanken. Ich nenne sie hier als Beispiel, im Wissen, dass auch viele weltliche Lehrer ähnliche gute Vorbilder für uns waren. Schwester Antonia kannte unsere Schwächen und Stärken, und war immer für uns da, wenn wir sie brauchten. Sie verstand es, uns individuell zu fördern, zeigte jedem Einzelnen Möglichkeiten auf, sich für die Gemeinschaft nützlich zu machen und war uns selbst immer das beste Vorbild.

Als Nonne war sie tief religiös und doch in keiner Weise weltfremd. Zum Beispiel hatten wir einen tollen Landschulheimaufenthalt in München, bei dem sie mit uns sogar an einem Abend in die Diskothek ging und dort selber viel Spaß hatte. Je mehr wir uns mit der Schule identifizierten, umso mehr Sicherheit gab uns die Schule. Auch dann, wenn unsere schulischen Leistungen nicht immer so gut waren oder der Druck erhöht wurde, zum Beispiel, als klar wurde, dass nur etwa die Hälfte der Schülerinnen eine Chance hatten, in die Oberstufe übernommen zu werden.

Im St. Dominikus Gymnasium wurde uns nie etwas geschenkt, wir hatten es vielleicht sogar schwerer als in anderen Schulen. Ein wichtiger Teil der Schulgemeinschaft zu sein, in der wir unsere Grenzen und Möglichkeiten kannten, gab vielen von uns eine gewisse Geborgenheit. Dies hat uns zu selbstbewussten Menschen gemacht. Auch wenn wir es ungerecht fanden, dass andere deutlich leichter gute Noten bekamen und so zum Beispiel den Numerus clausus für ein Studienfach erreichten, man selber aber nicht. Im Nachhinein haben die meisten ihren gewünschten Beruf ergreifen können.

Ich stellte mit Vergnügen fest, dass Mitstudenten mit einem Einser-Abi oft gerade in den Naturwissenschaften schlechter waren, und wir vom St. Dominikus Gymnasium gut auf das Studium vorbereitet worden sind. Wichtig für eine Schule ist immer die Persönlichkeit der Direktion. In meiner Schulzeit war Frau Oberin Katherina Brunner Direktorin, die alle ihre Schülerinnen gut kannte. Auch heute kennt die Direktorin Frau Dr. Geschwentner alle ihre Schülerinnen.

Als ich nach 20 Jahren mit meinen beiden Töchtern wieder nach Karlsruhe zog, stellte sich gerade für unsere große Tochter die Frage, auf welches Gymnasium sie gehen sollte. Als Eltern hat man bestimmte Vorstellungen, in Karlsruhe hat man eine große Auswahl und so suchten wir vier Gymnasien aus, die wir alle in ihrer Art für gut befanden. Nachdem unsere Tochter alle Schulen angesehen hatte, entschied sie sich eindeutig für das St. Dominikus Gymnasium. Ausschlaggebend war für sie die Atmosphäre in der Schule. Hier hatte sie das Gefühl, Spaß haben zu können und Freunde zu finden (sicherlich hat die Zirkus-AG ihres dazu getan). Für mich war damals wichtig, dass sich an der Einstellung der Schule zum Umgang mit bestimmten Werten nichts geändert hat. Wichtig war mir, dass es nicht nur um Wissensvermittlung geht, sondern auch um Haltungen, Einstellungen, Vorlieben und Fähigkeiten. Erfreut hat mich, dass jetzt auch die künstlerischen Fächer und besonders die musischen Begabungen anerkannt werden. Ein guter Chor, der von den Schülerin-

nen angenommen wird, ist ein wichtiges integrierendes und allgemeinbildendes Projekt einer guten Schule.

Ich sehe es als positives Zeichen, dass so viele Ehemalige ihre Kinder wieder in diese Schule schicken und dass so viele Geschwisterkinder in der Schule sind.

Meine Töchter gehen, wie einst ihre Mutter, gerne in diese Schule und sind stolz, ein Teil dieser Gemeinschaft zu sein. Ich war erstaunt, dass ich mich nach den vielen Jahren immer noch mit der Schule identifiziere und von der Beständigkeit überzeugt bin. Als Elternvertreter versuche ich, dass möglichst viele Eltern dieses Gefühl mit der Zeit entwickeln. Dazu müssen sie sich gegenseitig kennenlernen und die Möglichkeit nutzen, in der Schulgemeinschaft mitzuwirken.

Eine Schule lebt nur, wenn alle, Lehrer, Schüler und Eltern, die Möglichkeit haben, sich in die Schulgemeinschaft einzubringen und neue Ideen und Projekte umzusetzen. Ein Beispiel: unsere Gesellschaft verändert sich dahin gehend, dass immer öfter beide Elternteile arbeiten. Dadurch wird die Verlässlichkeit der Schule für Eltern der Unterstufe immer wichtiger. Viele suchen die Schule heute auch nach der Möglichkeit aus, einen Mittagstisch und eine Nachmittagsbetreuung angeboten zu bekommen. Unsere große Tochter kommt jetzt in die Oberstufe und damit kommt ein Lebensabschnitt ganz besonders wichtiger Persönlichkeitsbildung. Ich wünsche ihr und ihren Mitschülern, dass sie auf Lehrer und Eltern stoßen, die sich mit ihnen als Persönlichkeiten auseinandersetzen, sie fordern und fördern, mit ihnen streiten um ihnen zu helfen, Entscheidungen immer häufiger selber zu treffen.

Prof. Dr. Dr. Karin Michels, ehemals St. Ursula Gymnasium Freiburg – Lehrstuhlinhaberin am Institut für Epidemiologie an der Universität Freiburg



Man würde mich sicher als erfolgreich bezeichnen. Aus heutiger Sicht. Vielleicht auch schon aus damaliger Sicht. Damals, als alles begann, im St. Ursula-Gymnasium. Und dennoch ist mein Lebensweg nicht gradlinig verlaufen. Ich war oft hierhin getrieben, oft dorthin, habe Kontinente gegeneinander getauscht, die unterschiedlichsten beruflichen Wege beschritten oder in Betracht gezogen. Vielleicht war es Glück, vielleicht Cleverness, vielleicht Zufall, dass ich dann doch noch wie man so schön sagt 'Karriere gemacht' habe. Am meisten aber hat mich die Neugier getrieben, die Abenteuerlust und auch der etwas zweifelhafte Hang, immer nur das zu machen, was mich wirklich interessiert.

Sicher, ich war schon in der Grundschule eine gute Schülerin. Als es um die Frage ging, welches Gymnasium ich besuchen würde, waren sich meine Mutter und ich uneins. Meine Mutter hielt das Berthold-Gymnasium für ideal, da es unweit von unserem Wohnhaus war und einen ausgezeichneten Ruf hatte. Mir war aber weder nach gemischter Schule, noch interessierten mich die Lage oder der Ruf der Schule. Aus irgendeinem, mir heute nicht mehr nachvollziehbaren Grunde, übte das St. Ursula-Gymnasium auf mich eine besondere Faszination aus: Mädchenschule, Klosterschule, und eine gute Erziehung würde man dort sicher auch erfahren. Für mich gab es eigentlich keinerlei Diskussionen darüber, dass ich das St. Ursula-Gymnasium besuchen würde (und glücklicherweise überließ unsere Mutter uns in der Regel die wichtigen Entscheidungen).

Wir waren die letzte Klasse vor der Einführung der Oberstufenreform und ich bin noch heute froh, dieser Neuerung entgangen zu sein. Ich fing in der Sexta mit Englisch an (wohl wissend, dass die richtig guten Schüler sicher alle mit Latein anfangen würden), und wählte dann in der Quarta Latein als zweite Fremdsprache. Allerdings interessierte ich mich zu der Zeit recht wenig für die Schule, da meine Leidenschaft dem Kunstturnen galt und ich meine gesamte Freizeit auf dem Schwebebalken und am Stufenbarren verbrachte. Erst eine Verletzung zwang mich mit 15 Jahren, mit dem Turnen aufzuhören, wobei man ja in dem Alter sowieso als Kunstturnerin bereits zum „alten Eisen“ gehört. Nun hatte ich plötzlich sehr viel Zeit, die ich mehr auf meine schulische Laufbahn verwendete. Mein erklärtes Lieblingsfach war immer die Mathematik, von der ersten Klasse bis zur Oberprima. Je komplizierter das Problem, je länger die Berechnung, desto besser. Und es war nicht selten der

Fall, dass es mir als einziger Schülerin in der Klasse gelang, die Lösung zu berechnen. In der Untersekunda hatten wir einen Mathematiklehrer, den wir all sehr liebten, der aber das St. Ursula-Gymnasium zu unserer unendlichen Trauer verließ. Da schritt ich zur Tat. Zumindest in der Oberstufe musste ich uns einen guten Mathematiklehrer sichern, und davon gibt es nicht viele. Am St. Ursula gab es nur einen, der für mich in Frage kam: Hans Rudolph. Ich machte mich auf, ihn davon in Kenntnis zu setzten. Als Herr Rudolph am ersten Tag der Obersekunda zur ersten Mathestunde erschien, war ich sehr zufrieden.

Anstelle einer dritten Fremdsprache wählte ich schließlich den naturwissenschaftlichen Zweig, der Mathematik und Physik als zentrale Fächer vorsah (beides von Herrn Rudolph unterrichtet, was meine Zeit in der Oberstufe besonders genüsslich gestaltete). Zu dieser Zeit neigten sich meine außerschulischen Interessen allerdings in erster Linie dem Theater zu. Deutsch wurde für mich ebenfalls zum zentralen Fach und im Abitur wählte ich zum ersten Mal ein freies Thema, das sich mit Brecht – damals mein Lieblingsautor – befasste.

Als sich nun die Zeit am St. Ursula-Gymnasium dem Ende neigte, ergab sich die unumgängliche Frage: Was nun? Ich hatte mein Abitur als Klassenbeste gemeistert, woraufhin sich ein Medizinstudium anbot. Ein Weg, den ich auch für einige Zeit beschritt, aber doch bald merkte, dass es nicht der richtige war. Nun erhob sich die 'Was nun?' Frage erneut, diesmal allerdings mit größerem Fragezeichen versehen. Meine Interessen schwankten zwischen Mathematiklehrerin (erschien mir nicht sehr attraktiv), Theaterdramaturgin (erschien mir sehr attraktiv, aber ich zweifelte an meiner herausragenden Begabung, die man dafür haben sollte), Biologin (ich war überaus fasziniert von der damaligen Entwicklung in der Genetik, die die genauen Mechanismen der Proteinsynthese aufgedeckt hatte, was wir in der Oberprima gelernt hatten), oder Journalistin (das Schreiben lag mir in den Genen dank meines Vaters, der Schriftsteller gewesen war). Ich entschied mich für Letzteres, da es mir am einfachsten erschien, und wurde Medizinjournalistin. Fünf Jahre arbeitete ich in Deutschland, bis ich ein Angebot als Auslandskorrespondentin in New York annahm, getrieben von der Neugier auf dieses faszinierende Land und diese einzigartige Stadt, pulsierend, gegensätzlich, stimulierend. Als Wissenschaftsjournalistin in den USA fand ich dann auch den Weg, auf den ich berufen war: ich entdeckte die Epidemiologie, die Wissenschaft, die auf der Basis großer Populationsstudien die Verteilung von Risikofaktoren mit der von Erkrankungen korreliert und daraus Rückschlüsse auf die Ursachen von Krankheiten ziehen kann. Ich war grenzenlos

fasziniert, studierte neben meiner journalistischen Tätigkeit im Abendstudium an der Columbia Universität in New York Epidemiologie, promovierte in Harvard und setzte schließlich – meiner Neigung zur Mathematik folgend – noch eine zweite Promotion in Statistik an der Cambridge Universität in England drauf. Den Großteil meiner Karriere habe ich an der Harvard Universität in Boston als Professorin für Epidemiologie verbracht. Dort erforschte ich die Ursachen von Brustkrebs, befasste mich mit dem Einfluss der Ernährung auf die Gesundheit und mit der Bedeutung einer gesunden Lebensweise der schwangeren Frau für das lebenslange Wohlergehen des Kindes. Anfang 2007 erhielt ich einen Ruf an die Universität Freiburg auf den ersten, neu gegründeten Lehrstuhl für Epidemiologie, den ich 2008 annahm. Derzeit lehre ich an den Universitäten Freiburg und Harvard Epidemiologie und ich habe nun endlich auch ein Labor, in dem ich epigenetische Forschung betreibe und das Geheimnis der noch immer nicht gelösten Genexpression untersuche.